

Herrmann Schmitz

Wahrnehmung als leibliche Kommunikation: Editiert von Heidi Kjär und Patrick Rupert-Kruse

2011

<https://doi.org/10.25969/mediarep/18228>

Veröffentlichungsversion / published version

Sammelbandbeitrag / collection article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Schmitz, Herrmann: Wahrnehmung als leibliche Kommunikation: Editiert von Heidi Kjär und Patrick Rupert-Kruse. Marburg: Schüren 2011 (Jahrbuch immersiver Medien 3), S. 89–99. DOI: <https://doi.org/10.25969/mediarep/18228>.

Erstmalig hier erschienen / Initial publication here:

<https://link.iue.fh-kiel.de/index.php/2011/01/01/jahrbuch-immersiver-medien-2011-online-immersion-annaeherung-abgrenzung-erkundung/>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Creative Commons - Namensnennung - Weitergabe unter gleichen Bedingungen 4.0/ Lizenz zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu dieser Lizenz finden Sie hier:

<https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/>

Terms of use:

This document is made available under a creative commons - Attribution - Share Alike 4.0/ License. For more information see:

<https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/>

WAHRNEHMUNG ALS LEIBLICHE KOMMUNIKATION

EDITIERT VON HEIDI KJÄR UND PATRICK RUPERT-KRUSE

Herrmann Schmitz

Die Neue Phänomenologie

«Zu den Sachen selbst», diese Forderung Edmund Husserls prägt das Werk des Kieler Philosophen Hermann Schmitz (*1928). Von 1971 bis 1993 Professor am Institut für Philosophie der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel, begründete er mit der Neuen Phänomenologie eine Richtung, die es sich zum Ziel setzte, die Wirklichkeit alltäglicher Lebens- und Leibeserfahrung wissenschaftlicher Betrachtung zugänglich zu machen und das Feld methodisch zu erschließen. Sein Bestreben einer Rehabilitierung der Subjektivität gründet auf der Überzeugung, dass auch vermeintlich objektive Fakten auf der Grundlage leiblicher Betroffenheit wahrgenommen werden und damit subjektiv fundiert sind. Der Frage «Was muss ich gelten lassen?» folgend, definiert Schmitz in Abgrenzung zur traditionellen Phänomenologie das Phänomen folgendermaßen: «Phänomen für jemand zu einer Zeit ist ein Sachverhalt, dem der Betreffende dann nicht im Ernst den Glauben verweigern kann, dass es sich um eine Tatsache handelt» (Schmitz 2009b: 12; Hervorhebungen im Original).

Im Gegensatz zum Begriff des in die kausalen Zusammenhänge eines naturwissenschaftlich fundierten Weltbildes eingebundenen Körpers als Gegenpart der Sinne, versteht Schmitz den Leib als «das, was man in dessen Gegend von sich spürt, ohne über ein Sinnesorgan wie Auge oder Hand zu verfügen» (Schmitz 1990: 115). Schmitz beschreibt die Leibeserfahrung als unmittelbaren, ungegliederten Zugang zur ganzen Welt. Mit der Neuen Phänomenologie soll die seit der Antike kanonische Aufspaltung in eine Außenwelt der objektiven

analysierbaren Gegenstände und eine dunkle, weil abgeschlossene, Innenwelt der subjektiv empfundenen Gefühle durch ein wirklichkeitsnäheres Konzept aufgelöst werden. Schmitz betont:

«Es war eine Revolution, als ich zuerst 1969 die harte Mauer der Vorurteile, mit denen sich die psychologisch-reduktionistisch-introjektionistische Vergegenständlichung verschanzte, mit der phänomenologisch begründeten These angriff, dass Gefühle räumlich ergossene, aber nicht örtlich umschriebene Atmosphären und leiblich ergreifende Mächte sind. [...] [Den] Stoff der normalen Lebenserfahrung, der bei der Introjektion schlicht vergessen worden war, [musste ich] an das Licht begreifender Besinnung ziehen [...]»

(2005: 29f.)

«[Als] grundlegenden Gegenstandstypus» (Schmitz 2005: 30) einer solchen Erkenntnis benennt er die «Situation». Mit der Einordnung der Situation als «ein nach außen abgehobenes und in sich zusammenhängendes Ganzes, das zusammengehalten wird durch eine im Inneren diffuse Bedeutsamkeit» (2005: 30), legt Schmitz eine Spur zu dem früheren Versuch einer Neubewertung der bis heute als niederer Teil der Erkenntnisvermögens geschmähten Sinneswahrnehmungen. In seiner Dissertationsschrift lieferte Gottlieb Alexander Baumgarten bereits 1736 einen Ansatz, «das cartesische Dogma von der gänzlichen Wahrheitsunfähigkeit der Sinne» (Hauskeller 2005: 119f.) zu revidieren. «Jeder Zuwachs an begrifflicher, intensiver Klarheit und damit an Deutlichkeit [...] wird mit einem Verlust an extensiver Klarheit erkaufte» (Hauskeller 2005: 119f.), arbeitete Baumgarten heraus. Der Begriff der extensiven Klarheit macht deutlich, dass sensitive Vorstellungen

mehr sind als ein Schleier hinter dem sich die Wahrheit verbirgt. Im Gegensatz zur reduktionistischen intensiven Klarheit vernünftiger Erkenntnis, entzieht sich diese der begrifflichen Analyse, ist notwendig undeutlich, verworren, diffus: «In extensiv sehr klaren Vorstellungen wird mehr sensitiv vorgestellt als in weniger klaren» (1983: §13). Verworrenheit (*confusa*), davon war auch Baumgarten überzeugt, ist dabei unverzichtbar für den Zusammenhang, die Verbundenheit einer Vorstellung, die zu reicher sinnlicher Erkenntnis führt.

Baumgarten forderte in seiner *Aesthetica* von 1750 die systematische Entwicklung einer Wissenschaft der sinnlichen Erkenntnis und geriet wieder in Vergessenheit. Hermann Schmitz sieht sich auch heute noch dem

«zähen Widerstand eines ontologisch-erkenntnistheoretischen Modells [ausgesetzt], das seit Demokrit und Platon der dominanten europäischen Intellektualkultur so lange eingehämmert worden ist, dass es sich den Menschen als nahezu selbstverständlicher Bestandteil ihres Selbst- und Weltverständnisses aufdrängt.»

(2005: 27f.)

Dieses Dogma ist seiner Meinung nach verantwortlich für die klaffenden Erkenntnislücken einer Wissenschaft, die sich ausschließlich dem Begreifen der empirisch zugänglichen, d. h. für Statistik und Experiment leergeräumten Außenwelt verschrieben hat.

Die Neue Phänomenologie findet als «Kieler Schule» in der Nachfolge Hermann Schmitz' fortschreitende Zustimmung, die sich zum Beispiel in der Einrichtung der *Hermann-Schmitz-Stiftungsprofessur für phänomenologische Forschung* an der Universität Rostock ausdrückt (seit 2006 mit Michael Großheim besetzt, einem Schüler Schmitz'). Als anwendungsorientierte Philosophie trifft sie daneben auch in Disziplinen wie der Medizin oder Psychologie auf breites Interesse. Die 1992 ebenfalls in Kiel gegründete *Gesellschaft für neue Phänomenologie* veranstaltet jährliche Tagungen, zuletzt im April 2011 in Rostock unter dem Titel «Form, Farbe, Materialität – Phänomenologie des Wahrnehmens».

Neue Phänomenologie und immersive Medien

Liegen Baumgarten und Schmitz richtig mit ihrer Einschätzung der leiblich-sinnlichen Erkenntnisfähigkeit, die als Fundament objektiver Wahrnehmung der Vernunft gleichgestellt, ihr vielleicht überlegen ist? Ist die vermeintlich helle, deutliche Außenwelt

abstrakter Wahrheit tatsächlich leer, weil ohne Bezug zur leiblich erfahrbaren Wirklichkeit?

Hermann Schmitz' Neue Phänomenologie will die alltägliche Wahrnehmung und Erkenntnis der Lebenswelt verstehen und das macht sie so fruchtbar – auch für die Immersionsforschung. Denn durch die zunehmende Digitalisierung und Mediatisierung der Gesellschaft hat sich die Beziehung des Menschen zur Wirklichkeit und seinen Sinnen verändert. Die Herrschaft des Visuellen hat das Primat auf den Sehsinn verlagert und damit eine Distanz zwischen den Menschen und die Dinge gebracht, die es zu *begreifen* gilt. So ist beispielsweise der Tastsinn in den Hintergrund der Wahrnehmungshierarchie gerückt – die Dinge werden immer mehr zu einer Sache der Bilder. Uns fehlt ein unmittelbarer Zugang zur Wirklichkeit, der uns der Existenz der Dinge versichert. Unser Leib und seine Rolle beim Verstehen der Welt wird noch immer vernachlässigt. Und das Wissen, das wir über die (vermittelte) Wirklichkeit erwerben, bleibt ein fernes Wissen, eines das nicht zu uns zu gehören scheint, mit dem wir keine Verbindung aufrecht erhalten können, da wir es nicht erlebt haben (vgl. Singer 2004: 56f.). Die Neue Phänomenologie bringt eine notwendige Renaissance der Leiblichkeit der Erkenntnisprozesse auf den Weg, die auch der stetigen Entwicklung moderner Medien Rechnung trägt:

«Alle Vorstellungen, die sich der Mensch von sich, von seiner Umwelt und von seinem eigenen Erkenntnisapparat macht, sind heuristische Instrumente zur Entwicklung vorläufiger Interpretationen im Rahmen der natürlichen Anschauungsformen, auf die alle künstlerischen Verfahren, Techniken und Medien der Bilderzeugung zugeschnitten sein müssen.»

(Bauer & Ernst 2010: 261)

Die Forderung nach Distanzverringerung zwischen uns und den Dingen ist kein rein philosophisch-theoretisches Problem, sondern eines, dessen wissenschaftliche Relevanz auch von den aktuellen Entwicklungen in der Wissenstransfertechnologie reflektiert wird. Das Bedürfnis, in Bilder, Informationen und Daten gleichsam einzutauchen, hat sowohl im Alltag als auch im wissenschaftlichen Kontext stark zugenommen. Durch immersive Technologien und mediale Strukturen fächern sich Raumstrukturen auf, die eine realistische und leib-orientierte spatiale Ordnung erlauben, da unsere natürliche Form der Wahrnehmung eine räumliche ist, keine flächige (vgl. Schmitz 2009a: 50). Bild und Bildinformationen werden durch immersive Medien

begehrbar und erlebbar, wodurch eine Angleichung des Bildraumes an die spezifischen Räumlichkeitsstrukturen sowohl der Primär- als auch der Sekundärsinne erreicht wird, wie sie von Vertretern der Neuen Ästhetik schon lange gefordert wird (vgl. Diaconu 2005: 24f.).

Solche Medientechnologien erlauben ein leibhaftiges Sehen, eine Wahrnehmung, die über das rein Visuelle hinausgeht und dem Betrachter das Gefühl gibt, er könne das Gesehene multimodal wahrnehmen. Hier kollidiert wider besseren Wissens die faktische, physikalisch messbare Tatsächlichkeit mit der Wahrnehmungstatsache (vgl. Schürmann 2000: 74f.): Die Immersion fügt der visuellen Wahrnehmung weitere Modalitäten hinzu und lässt so das Wahrgenommene *realer, tatsächlicher, relevanter* erscheinen. Die Strukturen der Repräsentation in immersiven Technologien sind mehrdeutig und können daher nicht allein vom Auge wahrgenommen werden, sondern fordern eine gesamt-leibliche Wahrnehmung. Damit rücken der Leib und die Wahrnehmung als leibliche Kommunikation in den Fokus der Aufmerksamkeit von Wissenschaft und

Kunst an einem Schnittpunkt von Epistemologie und Ästhetik.

Schmitz leistet phänomenologische Grundlagenarbeit, die notwendig ist für die Erforschung immersiver Erfahrungen in Medien und Gesellschaft. Durch das Konzept der Leibinseln ermöglicht er eine phänomenologische Fassung der Phänomene des *recentering* oder der Demarkation, wie sie in diesem Band bereits ausführlich von Matthias Bauer oder Patrick Rupert-Kruse behandelt worden sind. Zudem erklärt Schmitz die Bedingungen der Möglichkeit der Kopplung von Mensch und Medium, die mit der Demarkation der Trennung dieser beiden einhergeht. Mit der leiblichen Kommunikation in ihren Formen der Einleibung und Ausleibung präsentiert sich im vorliegenden Text ein Instrumentarium der Fassung und Analyse immersiver Phänomene wie Involvement, Präsenzerleben, Empathie, Atmosphäre und Stimmung, die sich immer wieder auf leibliche Verortungen und Empfindungen zurückführen lassen. Immersion scheint ein Modus des Erlebens zu sein. Und Erleben ist eine Sache des Leibes, wie Schmitz überzeugend herausarbeitet.

Hermann Schmitz

Wahrnehmung als leibliche Kommunikation¹

Im motorisierten Straßenverkehr kommt es häufig zu gefährlichen Konstellationen, in denen ein Lenker sein Fahrzeug nur durch augenblickliches Ausweichen, Bremsen oder Beschleunigen vor einem Unfall durch Zusammenstoß bewahren kann. Sein Verhalten ist dann keine routinierte Standardreaktion, sondern bedarf des intelligenten Maßnehmens an unvorhersehbaren Details. Die herrschende, von der Naturwissenschaft und Psychologie bestimmte Auffassung zerlegt dieses Geschehen, soweit es am Lenker abläuft, in eine Kaskade körperlicher und seelischer Vorgänge: Physikalisch definierte Reize treffen die peripheren Sinnesorgane, ebenso definierte Reize anderer (elektrischer und chemischer) Art

wandern von dort auf vorgezeichneten Bahnen im Nervensystem und im Gehirn, bis sie als Empfindungen ins Seelenleben springen und dort einer intelligenten Verarbeitung unterworfen werden; diese besteht in der Koordination zu einem Bild der Lage, der Abschätzung der Gefahr und dem Entwurf eines strategischen Plans zur Rettung; dieser Plan springt dann ins Gehirn zurück und wandert darin und durch periphere Nerven in Gestalt elektrischer und chemischer Reize zu den Muskeln, wo diese Reize Zuckungen auslösen, die sich auf das Steuer und die Pedale so übertragen, daß bei erfolgreicher Ausführung des Plans der drohende Zusammenstoß vermieden wird. Bei nüchterner Überlegung dieser Rekonstruktion des Vorgangs wird man sich sagen, daß alles vernünftig ist, solange es sich um naturwissenschaftlich analysierte Körpervorgänge [handelt], aber mit dem sogenannten Seelenleben phantastische und kontrafaktische Spekulationen dazwischentreten. Phantastisch ist der zweifache Sprung vom Nervensystem ins Seelenleben und zurück; kein Mensch hat je so etwas beobachtet oder eine Ahnung davon, wie es geschehen könnte. Kontrafaktisch ist die Konstruktion einer komplizierten Reihe intellektu-

¹ Bei diesem Textabschnitt handelt es sich um ein Kapitel aus dem ursprünglich 1998 publizierten Buch *Der Leib, der Raum und die Gefühle* (2009a: 28–45) von Hermann Schmitz, welches in der Edition Sirius des Aisthesis Verlags erschienen ist. Der Druck erfolgt mit freundlicher Genehmigung des Aisthesis Verlags.

eller Prozesse im Seelenleben, wo doch keine Zeit zur Überlegung bleibt; man muß dafür Zuflucht zu einem großen Gebäude unbewußter Schlüsse im Sinne von Schopenhauer und Helmholtz nehmen, obwohl die Besinnung auf das Erfahrene nichts davon verrät. Das ganze Luftschloß verdankt seinen Kredit dem verkehrten Dogma des Physiologismus, wonach für jeden Menschen – gemäß dem Innenweltdogma² – die Welt in seine Außenwelt und seine Innenwelt so zerfällt, daß Informationen von seiner Außenwelt nur durch Transport und Transformation physischer Signale durch die Sinnesorgane und das Nervensystem in seine Innenwelt gelangen, motorische Reaktionen in diese Außenwelt aber nur durch umgekehrten Export über nervöse Kanäle. Die beobachtbare Grundlage dieses Dogmas besteht allein darin, daß physische Reize und nervöse Vorgänge in erheblichem Umfang sowohl notwendige als auch zureichende Bedingungen für die Wahrnehmungen und den Erfolg motorischer Absichten sind. Es verhält sich damit ähnlich, wie wenn von einer nicht abstellbaren Schallplatte die Stimme einer Sängerin zu passender Klavierbegleitung erschallt. Dann ist diese Begleitung sowohl notwendig als auch zureichend für die Stimme, aber es gibt weder Import von der Klaviermusik in die Stimme noch Export aus dieser in jene. Solche Import-Export-Beziehungen dichtet der Physiologismus zu der notwendig-zureichenden «Begleitmusik» hinzu, als die nach Maßgabe naturwissenschaftlicher Forschungsergebnisse nervöse Vorgänge in Korrelation mit Wahrnehmung und motorischem Verhalten ablaufen. Der Vergleich ist deshalb nicht genau, weil Klavier- und Stimmen-schall erkenntnistheoretisch auf derselben Ebene liegen, Wahrnehmung und wahrgenommenes oder am eigenen Leib³ gespürtes motorisches Verhalten einerseits, Gegenstände naturwissenschaftlicher Instrumentenmessung und Theoriebildung andererseits aber auf sehr verschiedenen Ebenen, weil im zweiten Fall die reduktionistische Abstraktionsbasis der psychologisch-reduktionistisch-introjektionistischen Denkweise nebst theoretischen Konstruktionen und Hypothesen, die die Ausfälle durch reduktionistische Abschleifung wettmachen sollen, vorausgesetzt werden müssen. Trotzdem ist der Vergleich lehrreich. Für das Studium des Gesangs, seiner qualitativen Eigenart und prozessualen Eigengesetzlichkeit, darf man sich nicht auf die Analyse der Klaviermusik verlassen, und ganz verkehrt wäre es, dieses Studium durch Belauern eines vermeintlichen Imports vom Klavier in die Stimme oder von der Stimme ins Klavier ersetzen zu wollen.

Entsprechend kann die Frage, was Wahrnehmung ist, welche Struktur und welche Merkmale sie hat, nur vom Phänomenologen beantwortet werden, während der Physiologe die zugehörigen Begleitvorgänge im reduktionistisch präparierten Körper des wahrnehmenden Bewußthabers untersucht. Beide Forscher können harmonisch und ergiebig zusammenarbeiten, aber Übergriffe stören und verwirren die Einsicht.

Durch diese Überlegungen zu unbefangener Phänomenologie ermutigt, kehre ich zur Wahrnehmung des einen Unfall gerade noch vermeidenden Autolenkers zurück. Was er vor und um sich sieht, ist nicht eine Konstellation von Sinnesdaten, sondern die Gefahr. Diese enthält zwar allerlei durch die Frontscheibe und die Spiegel erblickte Dinge, aber dieses Sammelsurium wird in der Wahrnehmung ganzheitlich zusammengehalten von einem Hof der Bedeutsamkeit, der durch die relevanten Sachverhalte, die Probleme drohender Zerstörung beim Weiterfahren oder Ausweichen und die Programme möglicher Rettung gebildet wird. Dieser Hof ist im Innern diffus, in dem Sinn, daß von dem Mannigfaltigen, das darin steckt, unter Umständen gar nichts, jedenfalls nicht alles, einzeln hervortritt und doch, wenn der Fahrer der Lage gewachsen ist, das Ganze soweit richtig gesehen wird, daß die optischen Voraussetzungen für geschicktes Handeln in der Gefahr erfüllt sind. Dieses Handeln muß blitzartig ablaufen; der Fahrer hat keine Zeit, erst Sinnesdaten zu registrieren, sich daraufhin ein Bild der Lage zu machen, eine diesem Bild angepaßte Strategie zu entwerfen und in deren Dienst schließlich seine Hände und Füße zweckmäßig einzusetzen, sondern seine Motorik muß mit Greifen, Drehen und Treten auf das, was er sieht, unverzüglich eingespielt sein,

2 Nach Schmitz kann das Innenweltdogma folgendermaßen formuliert werden: «Für jeden Bewußthaber zerfällt die Welt in seine Außenwelt und seine Innenwelt mit der Maßgabe, daß ihm ein Gegenstand seiner Außenwelt höchstens dann zu Bewußtsein kommt, wenn dieser Gegenstand in seiner Innenwelt mindestens einen Vertreter hat» (2009a: 14).

3 «Unter dem *eigenen Leib* eines Menschen verstehe ich das, was er in der Gegend seines Körpers von sich spüren kann, ohne sich auf das Zeugnis der fünf Sinne (Sehen, Hören, Tasten, Riechen, Schmecken) und des perzeptiven Körperschemas (d. h. des aus Erfahrungen des Sehens und Tastens abgeleiteten habituellen Vorstellungsbildes vom eigenen Körper) zu stützen. Der Leib ist besetzt mit leiblichen Regungen wie Angst, Schmerz, Hunger, Durst, Atmung, Behagen, affektives Betroffensein von Gefühlen» (Schmitz 2009a: 15-16). Gegen den Leib stellt Schmitz den Körper, unter dem er das versteht, was man von sich selbst sieht oder tastet.

so daß sie ohne Anlauf, ohne merkbliche Pause damit zusammenwirkt. Das ist ein Beispiel für Wahrnehmung als leibliche Kommunikation, und zwar vom Typ der Einleibung⁴, dem ich einen anderen, aber wesentlich seltener hervortretenden Typ an die Seite stellen werde. Ein schlichteres Modell solcher Einleibung, das ohne Technik auskommt, macht die banale Alltäglichkeit dieser Grundform des Sehens deutlich. Wenn man sieht, daß sich eine wuchtige Masse – z. B. ein Auto, ein Stein, eine schlagbereite Faust – drohend nähert, springt man nach Möglichkeit geschickt zur Seite oder dreht den Kopf weg, so daß unter günstigen Umständen der Zusammenstoß vermieden wird. Das gelingt, obwohl man den eigenen Körper dann gewöhnlich nicht und den eigenen Leib schon gar nicht sieht, weil der Leib, dessen Inseln⁵ dann die entsprechenden Körperteile in noch nicht geklärter Weise mit sich nehmen, über den Kanal des Blicks mit dem Gesehenen von vornherein zusammengeschlossen ist; dazu kann es kommen, weil der Blick selbst eine unumkehrbare leibliche Richtung und in das durch solche Richtungen organisierte motorische Körperschema integriert ist. Aus diesem Grund ist die optisch-motorische Kooperation von gleicher Art wie das prompte Zusammenwirken der Glieder in fein abgestimmten Haltungs- und Bewegungsänderungen beim Abfangen eines drohenden Sturzes.

Das Ausweichen vor dem Schlag hat also dieselbe Struktur leiblicher Kommunikation in optischer Wahrnehmung wie die Meisterung der plötzlichen Gefahr von Zusammenstößen im Autoverkehr. Insbesondere ist auch im untechnischen wie im technischen Beispiel das Gesehene nicht eine Konstellation von Sinnesdaten, nicht einmal von Dingen, sondern die Gefahr als Ganzheit, vor der man z. B. den Kopf einzieht. Diese Gefahr erhält ihre wahrgenommene Ganzheit durch den Hof der Bedeutsamkeit einer Situation, in dem Sachverhalte (der Nähe-

rung des gefährlichen Objekts und der relevanten Nebenumstände), Probleme und Programme rettenden Verhaltens binnendiffus zusammengefasst sind; vielerlei wird dann in leiblicher Kommunikation berücksichtigt, ohne einzeln hervorzutreten, insbesondere an unwillkürlich erwarteten Sachverhalten der Art, was bei dieser oder jener Reaktion (Stehenbleiben, Ausweichen, je nach Ausmaß und Richtung) geschehen würde. Diesen Gegenstandstyp – ein durch einen im Innern mehr oder weniger diffusen, aus Sachverhalten, zumeist auch Programmen und Problemen, gebildeten Hof der Bedeutsamkeit ganzheitlich zusammengehaltenes Mannigfaltiges – bezeichne ich als *Situation* und dann, wenn diese in einem Augenblick (einschließlich der unaufgelösten Bedeutsamkeit) ganz zum Vorschein kommt, als *vielsagenden Eindruck*. Solche Eindrücke sind die natürlichen Einheiten auf der Gegenstandsseite der Wahrnehmung. Jedes Ding begegnet z. B. mit einem (typischen oder auch individuellen) Charakter, der sich im Wechsel seiner Gesichter durchhält und nur selten ruckartig umschlägt, nämlich dann, wenn man glaubt, sich getäuscht zu haben, was für ein Ding das war. Dieser Charakter ist ein vielsagender Eindruck, in dem Sachverhalte binnendiffus als Protentionen vorkommen, auf die man unwillkürlich gefaßt ist, während sie sich erst bei Überraschungen einzeln abzeichnen, Programme als anschauliche Aufforderungscharaktere der Anziehung, der Abstoßung, des Prestiges, des Gehörigen, der Brauchbarkeit usw., sowie manchmal Probleme als Rätsel oder Gefahren. Leibliche Kommunikation vom Typ der Einleibung mit vielsagenden Eindrücken – auffälligen oder unauffälligen – ist der Normaltyp optischer Wahrnehmung.

Ähnlich, aber doch etwas anders als das Sehen verhält sich das Hören. Es hat keinen Blick zur Verfügung, keinen in das motorische Körperschema integrierten Kanal oder Fühler der Einleibung. Deshalb fällt die motorische Reaktion auf die bloß gehörte drohende Näherung einer wuchtigen Masse ungeschickter als die auf die Gesehene aus. Wenn man die Masse – z. B. eine Bombe oder Granate im Krieg – bloß heranbrausen oder -zischen *hört*, kann man sich höchstens ducken oder klein machen, um weniger Angriffsfläche zu bieten, aber nicht in fein abgestimmter Weise ausweichen. Dafür besitzt das Hören eine Empfänglichkeit für mächtige Auslöser leiblicher Kommunikation, womit es das Sehen überholt. Es handelt sich um Bewegungssuggestionen, die sowohl an Gestalten wahrgenommen (und dann von mir als *Gestaltverläufe* bezeichnet) wie am eige-

4 Unter Einleibung versteht Schmitz die Tatsache, dass belebte oder unbelebte Objekte, die nicht zum eigenen Leib gehören, dennoch in sein Befinden eingreifen können. Dadurch kommt es zur Bildung eines *Quasi-Leibes*, der nicht auf zwei Leiber beschränkt sein muss, sondern auch bei der Zusammenkunft mehrerer Menschen zustande kommen kann (vgl. Soentgen 1998: 39; Schmitz 2009b: 40).

5 «Der Leib ist fast immer [...] von solchen Leibesinseln besetzt, ein Gewoge verschwommener Inseln, die sich ohne stetigen Zusammenhang meist flüchtig bilden, umbilden und auflösen, in einigen Fällen aber auch mit mehr oder weniger konstanter Ausrüstung beharren [...]. Solche Leibesinseln kommen auch außerhalb des eigenen Körpers vor, z. B. als Phantomglieder der Amputierten» (Schmitz 2009a: 16).

nen Leibe gespürt werden, und um synästhetische Charaktere, für die gleiches gilt. Jeder Rhythmus ist eine solche Bewegungssuggestion, nämlich die einer meistens (nicht immer) regelmäßigen Sukzession anhaftende, und als solche am stärksten wirksam als Rhythmus einer gehörten, eventuell von Pausen durchsetzten Sukzession. Deswegen werden Gedichte, die unter die Haut gehen sollen, eher in Versen, also mit ausgeprägtem Rhythmus, als in Prosa verfaßt; die Bewegungssuggestion springt auf den hörenden Leib über. Gleiches leistet die Musik, die als harmonische die rhythmischen Bewegungssuggestionen um tonale (Leittonspannung, Kadenz, Dissonanz mit Auflösung usw.) ergänzt. Sie bewegt sich nicht, außer wenn mit der Schallquelle sich Richtung und Entfernung ändern, aber sie zeichnet durch Bewegungssuggestionen spezifische Bewegungen vor und fährt mit diesen als Tanz- oder Marschmusik den Menschen in die Glieder. Motive, Themen und Melodien der klassischen und vulgären Musik sind Gestaltverläufe, die mit ihrer Suggestionskraft dem Musikstück eine von der Lautstärke unabhängige Dynamik verleihen, die durch Entwicklung in Durchführung und Variation die Musik zum Spiel der Kräfte im Medium der Klänge werden läßt. Bewegungssuggestionen haften auch an Geräuschen und stiften so leibliche Kommunikation: Die massenpsychologischen Effekte rhythmischen Rufens, Trommelns und Klatschens sind bekannt. Dabei tritt ein anderer Typ von Einleibung als in den optischen Beispielen der Gefahrenabwehr hervor. Dort handelte es sich um ein antagonistisches Zusammenspiel in Konfrontation, hier dagegen um eine Gleichförmigkeit stiftende Anpassung. Demgemäß unterscheide ich antagonistische und solidarische Einleibung. Diese ist auch wirksam beim gemeinsamen Rudern, Musizieren und Singen. Gemeinsames Singen wölbt gleichsam eine Stimmungsglocke über die Teilnehmer, die mit ihren eigenen Impulsen in dieser Atmosphäre aufgehen.

Als Brückenqualitäten, die ebenso am eigenen Leib gespürt wie an Gestalten wahrgenommen werden können, vermitteln Bewegungssuggestionen leibliche Kommunikation in jeglicher Wahrnehmung, ganz besonders aber in der akustischen. Gleiches gilt für die synästhetischen Charaktere, wie ich schon bei Erwähnung der epikritischen und protopathischen Tendenz angedeutet habe. Ein anderes Beispiel ist das Sanfte. Sanfte Musik, sanfte oder milde Wärme, sanfte Müdigkeit stimmen überein in einem synästhetischen Charakter, dessen leibliche Dynamik als Dämpfung, aber nicht Stillstellung

des Antagonismus von Spannung und Schwellung im vitalen Antrieb charakterisiert werden kann; er ist gewissermaßen auf ein leises Plätschern ohne scharfe Konturen reduziert. Diese sind schärfer, aber noch mit einer gewissen protopathischen Diffusion, im Rauhen markiert, epikritisch spitz dagegen im Grellen und Schreien. Alle intermodalen Qualitäten wie das Helle (des Lichts, der Farben und «aufstrahlenden» Töne), das Warme und Kalte (der Farben, Stimmen usw.), das Weiche (des Wortklangs «weich» z. B.) sind synästhetische Charaktere, die mit echten Synästhesien (Hören von Farben, Sehen von Klängen usw.) nichts zu tun haben müssen; es gibt aber auch synästhetische Charaktere ohne «tragende» Sinnesqualitäten, z. B. bei ausgeprägter Stille, die Weite, Gewicht und Dichte hat. Wie sich synästhetische Charaktere mit Bewegungssuggestionen verbinden können, zeigt eine Beobachtung von Otto König zum

«Geräuschkomplex des Zischens, Rascheln, Summens und Ratterns, der tatsächlich, auf mannigfache Weise erzeugt, quer durch das Tierreich anzutreffen ist und von allen akustisch hinreichend ausgestatteten Wirbeltieren richtig «verstanden» wird. Das Schwanzrasseln einer Klapperschlange, das Zählerattern eines Siebenschläfers, das Drohguggern eines Murmeltiers, das Zischen einer Schlange, eines Geckos oder einer Meise, das Drohsommen einer Biene, eines Kolibris oder das Fauchen einer Katze sind von prinzipiell ähnlicher Akustik, die auch der Mensch spontan als drohend beziehungsweise alarmierend empfindet und entsprechend einsetzt. Kein noch so energischer «Ruhe»-Ruf bringt eine laut diskutierende Menschengruppe zu so unmittelbarem Aufmerken wie ein einziges, hell zischendes «psst.» (1975: 93)

Der synästhetische Charakter des Geräusches weckt in solchen Fällen durch seine leiblich spürbare Eigenart eine in dieser Hinsicht ihm gleiche Bewegungssuggestion, aus der der Aufruhr stammt, der im Tierreich häufig schon bei der geringsten Verstärkung in aufgeschreckte Fluchtbewegung ausbricht. Dieses Beispiel ist besonders bezeichnend für die durch Brückenqualitäten zwischen dem Wahrgenommenen und dem gespürten eigenen Leib vermittelte Einleibung.

Wie das Sehen und das Hören, so hat auch das Tasten spezifische Chancen leiblicher Kommunikation. Dazu gehört seine Fähigkeit, mit dem motorischen Körperschema den getasteten Gegenstand zu durchdringen und gleichsam zu verdauen. Wer sein Instrument – z. B. Klavier, Schreibmaschine, Motor-

fahrzeug – mit Tastkontakt beherrscht, braucht sich nicht mehr wie ein Anfänger an einem System von Lagen und Abständen relativer Orte – einem Koordinatensystem – zu orientieren, sondern geht damit um wie mit den beweglichen Teilen des eigenen Körpers: Er spielt, schreibt, lenkt usw. «blind», so wie er sich im Gedränge an vorausgehenden Passanten eilig vorbeischiebt, indem er auf einen kurzen Blick hin Arm und Schulter «blind», ohne auf sie zu sehen, gerade so weit einzieht, daß er nicht anstößt. Das motorische, durch unumkehrbare Richtungen organisierte Körperschema erobert sich das vertraute Instrument. So kommt es zu der schon im vorigen Jahrhundert von Hermann Lotze festgestellten Erweiterung des Tastvermögens, daß der Chirurg mit der Sonde, der Spaziergänger mit seinem Stock ertastet, was an der Spitze dieses Werkzeugs ist, als ob er mit der Hand dort wäre. Ähnlich meldet der Tastkontakt an den Pedalen dem Autofahrer den Zustand des Bodens, über den er fährt. In diesen Fällen wird ein Gegenstand abgetastet; es kann aber auch zu einem wechselseitig eingespielten Austausch der Impulse zwischen den Berührungspartnern kommen, und dann nimmt die Einleibung Züge einer Symbiose an, wie im Verhältnis von Reiter und Pferd, eventuell sogar von Fahrer und Motorfahrzeug, wenn sie sich gegenseitig anstacheln und in einen eventuell gefährlichen «Geschwindigkeitsrausch» hineintreiben.

Die besprochenen Beispiele der Wahrnehmung durch leibliche Kommunikation tragen Züge aktiver Motorik; ebenso bedeutsam ist die Einleibung aber für die Sensibilität, das Herausspüren von etwas aus einem vielsagenden Eindruck. Ludwig Klages schreibt:

«Die feinfühligste Frau aus dem Volke, die dem heimkehrenden Gatten mit *einem* Blick leichte Gereiztheit, dem Sohn leise Verstimmung ansieht, wäre, wenn darum befragt, völlig außerstande anzugeben, wie die Veränderung z.B. der Gesichtszüge beschaffen war, auf die sie ihr Urteil stützte. Sie würde sagen, sie habe leichte Gereiztheit und leise Verstimmung *gesehen*; das aber wüßte sie nicht, welche Verschiebung beweglicher Gesichtszüge mit den «gesehenen» Gemütszuständen einherging.» (1950: 52)

So richtig das – bei großzügigem Verständnis der Rede von Gemütszuständen – auch ist, so möchte ich jetzt, wo gerade die Deutung des Sehens in Frage steht, der fingierten Frau lieber eine andere, ebenso gängige Auskunft in den Mund legen: Sie könnte auf die Frage, wie sie das gesehen habe, antworten,

sie habe sich «eigentümlich berührt» gefühlt, so wie man sich von feierlicher oder unheimlicher Stille, von einer eigenartigen Naturstimmung, von der befremdenden Kühle des Blicks und der Stimme eines Menschen, von einem fesselnden Porträt «eigentümlich berührt fühlt». Dann handelt es sich um leibliche Kommunikation: Man spürt am eigenen Leibe, was der vielsagende Eindruck zu sagen hat. So verstehen wir in der Wahrnehmung durch Einleibung auch andere Menschen vor jeder Deutung oder Einfühlung, indem wir am eigenen Leibe etwas spüren, was ihm nicht angehört, hier den anderen, oder was dank der leiblichen Kommunikation gewissermaßen von ihm ausgeht, nicht viel anders als das Wetter, die im drohenden oder geschehenden Sturz uns niederreißende Schwere, den Wind oder den elektrischen Schlag, die gleichfalls am eigenen Leibe – in diesem Fall sogar nur an ihm, ohne Chance der Ausgrenzung und Abgrenzung – gespürt werden, aber keineswegs als etwas vom eigenen Leibe, sondern als etwas, das über ihn kommt, ihn durchzieht oder auch in sich aufnimmt.

Die Wahrnehmung des vielsagenden Eindrucks, mit dem etwas, und namentlich ein Mitmensch, sich darbietet, ist allerdings nicht bloß dem Spüren am eigenen Leibe in der Einleibung anvertraut, sondern bedient sich auch der Brückenqualitäten, die zwischen dem leiblich Gespürten und dem Wahrgenommenen vermitteln: Bewegungssuggestionen und Synästhetische Charaktere. Wenn die Polizei einen Menschen, der einen Verdächtigen, dem sie auf der Spur ist, gerade gesprochen und dabei aufmerksam angesehen hat, nach den von ihm registrierten körperlichen Merkmalen fragt, fällt die Beschreibung oft beschämend dürftig aus, und mancher Ehemann soll schon seine Unfähigkeit, dem Detektiv die Augenfarbe seiner gesuchten Frau anzugeben, betreten eingestanden haben. Das braucht nicht daran zu liegen, daß die Betreffenden nicht richtig hingesehen hätten, obschon man sie gewöhnlich mit diesem Vorwurf belasten wird. Wahrscheinlich hätten sie sich wie Schnüffler anstellen müssen, um ihm ganz zu entgehen. Was im normalen Umgang bei sozialadäquater Aufmerksamkeit unwillkürlich am Partner bemerkt wird, ist nämlich von anderer Art als die Sinnesdaten, die man zum Aufstellen eines Steckbriefes benötigt. Viel stärker als feste Formen prägen sich gewöhnlich Bewegungssuggestionen (Gestaltverläufe) ein, wobei es sich etwa darum handelt, ob der Partner gereckt oder geduckt in Haltung, Mimik und Gebärden, mit zusammengekniffenen Brauen

oder Lippen, stechendem oder schweifendem Blick usw. aufgetreten ist oder aufzutreten pflegt; an festen Formen fällt z. B. der kühne Schwung einer Nase wegen seines Gestaltverlaufs auf. Synästhetische Charaktere, z. B. der Stimme und der Bewegungsweise, geben den Eindruck eines rauen, schmeichelnden oder schmierigen Partners.

Mit diesen Erörterungen hat zugleich das alte Problem der ursprünglichen Partnerfindung eine Wendung genommen, die erstmals Klarheit schafft. Es handelt sich um die Frage: Woran merken wir, daß wir es mit einem anderen Bewußthaber – Mensch oder Tier – zu tun haben? Worauf stützt sich diese sogenannte Du-Evidenz? Die Tradition antwortet mit den Projektionstheorien, die sich auf einen Analogieschluß oder auf Einfühlung berufen. Bei solcher Projektion bliebe aber rätselhaft, wie man im Ernst darauf kommt, einen anderen Bewußthaber anzunehmen, nicht bloß einen Widerschein seiner selbst. Der Grund für das Scheitern dieser schon oft bekämpften und widerlegten Theorien ist ihre Verankerung im Physiologismus. Dadurch entstehen auch speziellere Scheinprobleme der Partnerwahrnehmung, wie das von Theodor Lipps begründete:

«In der Tat sieht der andere mich an, wenn die gerade Linie, die meine Nasenspitze oder mein Auge mit einem bestimmten Punkt im Innern des Auges verbindet, bei dem anderen auf die Stelle des direkten Sehens oder genauer auf die Netzhautgrubenmitte trifft. Aber woher weiß ich von dieser geraden Linie, zumal wenn ich von der Netzhaut und ihrer Mitte ebenso wie von jenem Punkt im Innern des Auges nichts weiß? Man kann sagen, ein anderer sähe mich an, wenn er zu mir spreche, aber ich weiß davon, daß er zu mir spricht, weil er sein Auge dabei auf mich gerichtet hat und nicht umgekehrt. So liegt auch hier ein Rätsel vor.» (1913: 450)

Dieses Rätsel entspringt der Verführung durch den Physiologismus, der das Sehen als ein Sehen mit den Augen und diese als einen Kanal der Wahrnehmung ausgibt, während die Begleitvorgänge in den Augen, im Sehnerv und im Gehirn allerdings notwendige und zureichende Bedingungen des Sehens sind, dieses selbst aber sich nicht solcher Kanäle bedient, sondern leibliche Kommunikation ist, die sich zu einem beträchtlichen Teil durch den Blick vollzieht, der als leibliche Regung vom Typ der Richtung sowohl am eigenen Leibe gespürt wird – sogar dann, wenn er als sogenannter «Blick nach innen» aus dem Umfeld abgezogen wird und nur noch der Konzentration dient – als auch am fremden Leib wahrgenommen wird; nur im Blick wird dieser andere Leib

unmittelbar zugänglich, d. h. unvermittelt durch sichtbare, tastbare, hörbare, riechbare, schmeckbare Manifestationen des fremden Körpers. Daher haben Blicke eine enorm bindende, suggestive, eindringliche Kraft in der Bewegung. Blicke sind wie Speere. Es ist schwer, sie lange auszuhalten; wer das nicht schafft, wendet den eigenen Blick ab oder gibt sich gefangen. Daraus ergibt sich die besondere Bedeutung des auch nur kurzfristig verlängerten Blicks im erotischen Kontakt. Die beherrschende Macht des Blicks und das Ausweichen vor ihr spielen auch unter Tieren, im Verhältnis zwischen Mensch und Tier und zwischen Kindern eine wichtige Rolle; es handelt sich also um einen Automatismus leiblicher Kommunikation, nicht um eine kulturelle Errungenschaft. Darüber hinaus vollbringen sogar flüchtige, beiläufige, uneindringliche Blicke Wunderwerke der Koordination. Auf den Gehwegen der Städte spielt sich zu den Zeiten gesteigerten Personenverkehrs täglich millionenfach ein raffiniertes Ballett ab: Jeder Passant hastet, nur sein Ziel im Sinn, durch die Reihen der Entgegenkommenden und muß dabei seine Schritte so lenken, daß er weder den bevorstehenden Kurs des nächsten Entgegenkommenden kreuzt noch, indem er dies vermeidet, mit den hinter diesem Folgenden auf deren künftiger Bahn zusammenstößt. Für mathematische Berechnungen dürfte diese Aufgabe zu schwierig sein, aber die Beteiligten lösen sie mühelos durch flüchtige Einleibung mittels beiläufiger Blicke.

Antagonistische Einleibung ist der Weg ursprünglicher Partnerfindung. Sie liefert, was die Projektionstheorien verfehlen: die Evidenz, daß da ein anderer ist, dem ich konfrontiert bin. Daß es sich um einen anderen Bewußthaber, einen Partner, handelt, kann allerdings nicht jeder Einleibung entnommen werden. Vielmehr ist es erforderlich, einseitige und wechselseitige Einleibung zu unterscheiden. Bei einseitiger Einleibung wird die Zuwendung entweder gar nicht oder nicht beweglich und abgestimmt erwidert. Das ist vielfach der Fall bei der Einleibung «mit atemloser Spannung», die sich in unwillkürlicher Mitbewegung äußert, z. B. bei Zuschauern eines Drahtseilartisten oder (auch am Fernsehschirm) eines Fußballspiels oder bei der Einleibung in einen starren, hypnotisierenden Blick, an den sich der Hypnotisierte bloß anhängt, ohne eine Rückmeldung zu bekommen. Weniger auffällige, ubiquitäre Formen der Einleibung dürften gleichfalls in diesem Sinne einseitig sein, wenn man nämlich von irgendetwas gefesselt, in Anspruch genommen oder wenigstens (in metaphorischem Sinn) angespro-

chen wird, ohne daß eine Du-Evidenz entsteht. Der Schritt zu dieser geschieht durch den Übergang zur wechselseitigen Einleibung, wenn beide Antagonisten mindestens den Anschein erwecken, aufeinander einzugehen und Ansätze zu machen, einander zu fesseln, wie beim Blickwechsel. Das Charakteristikum wechselseitiger Einleibung ist also das kurzfristige Fluktuieren der Dominanzrolle, verträglich mit insgesamt sich durchhaltender Dominanz einer Seite im Gesamtverlauf, wie beim Rhythmus von Spannung und Schwellung in Angst oder Wollust. Daß aus solcher wechselseitigen Einleibung die Du-Evidenz entspringt, zeigt sich an einer Störung, die ich auf den Namen «Husserl'sche Puppe» getauft habe. Husserl wurde durch ein Erlebnis in seiner Studentenzeit so beeindruckt, daß er sich in seinen Schriften und Aufzeichnungen mehrfach abstrakt über das dabei von ihm entdeckte Phänomen äußert (vgl. Schmitz 1996: 29; Anmerkungen 70 und 71). Er glaubte, in einem Wachsfigurenkabinett eine lebende Frau zu sehen, aber es war nur eine Puppe; für eine kurze Zeit schoben sich beide Auffassungen im Gegenstand so durcheinander, daß er einen irritierenden, unvereinbare Züge mischenden Zwitter sah. Ein Journalist hat diese Erfahrung an winkenden Puppen am Straßenrand abermals gemacht; er spricht vom «seelenlosen Winkemann», an dem die zunächst bestehende selbstverständliche Gewißheit, es mit einer lebenden Person zu tun zu haben, in einer Phase der Irritation zusammenbricht, weil die Figur «zu starr, wie tot» wirkt (vgl. Schmitz 1978: 28f.). Die Du-Evidenz bricht hier am Ausbleiben der erwarteten wechselseitigen Einleibung zusammen. Umgekehrt kann sie, ohne ernst genommen zu werden, an Bildern flüchtig aufflackern, wenn das abgebildete Gesicht sich mit «sprechenden» Augen zuzuwenden scheint; im Meskalinrausch gewann Henri Michaux auf diese Weise sogar eine phantastische, ihn bedrängende Partnerin im Cover-Girl auf der Titelseite einer Illustrierten (vgl. Michaux 1961: 76–78). Die Verstrickung in wechselseitiger Einleibung gibt dem Verstrickten demnach die Überzeugung, daß er es mit einem gewissermaßen ebenbürtigen Partner, einem anderen Bewußthaber zu tun hat. Untrüglich ist diese Überzeugung aber nicht, denn sie kann sich, wie ich schon bemerkt habe, nicht nur zwischen Reiter und Pferd, sondern, solange nicht reflektiert wird, in unwillkürlicher Symbiose auch z. B. zwischen Fahrer und Auto einstellen und dann, auch wenn sie bei klarem Verstand nicht ernst genommen wird, in gegenseitigem «Hochschaukeln» der Impulse zu

gefährlichen Abenteuern verführen. Wenn die Du-Evidenz ursprünglicher Partnerfindung zweifelhaft wird, können Analogieschluß und Einfühlung in kritischer Partnerfindung zu Hilfe kommen, auch, um den weiterhin als anderen Bewußthaber anerkannten Partner besser zu verstehen.

Ich möchte noch den Zusammenhang zwischen leiblicher Kommunikation und leiblicher Dynamik aufklären und bei dieser Gelegenheit auch die Einleibung gegen den schon angekündigten selteneren Typ, die Ausleibung, abgrenzen. Einleibung kann man sich als erweiterte Gestalt des vitalen Antriebs zurechtlegen. Dieser ist durch die antagonistische Konkurrenz von Spannung und Schwellung schon am eigenen Leib im Keim dialogisch und entfaltet sich zum Dialog in den rhythmischen Ausprägungen dieser Konkurrenz, wie bei genügend starker Angst und Wollust. Eine darüber hinausgehende, beinahe schon echte, aber zwiespältige leibliche Kommunikation tritt mit dem Schmerz ein, denn dieser ist in paradoxer Spreizung sowohl eigener Zustand des Gepeinigten als auch ein auf diesen eindringender Widersacher. Man steht gegen seinen Schmerz, muß sich mit ihm auseinandersetzen, kann nicht in ihm aufgehen wie in panischer Angst und maßloser Wollust. Einen Schritt weiter ist die kommunikative Spreizung des vitalen Antriebs, wenn der eindringende Widersacher, ohne ihn ausgrenzen zu können, bloß am eigenen Leib gespürt wird und doch nicht zum eigenen Leib gehört; Beispiele habe ich schon genannt: Wetter, Wind, reißende Schwere, elektrischer Schlag. Die Auseinandersetzung hat dann zumeist etwas vom Ringkampf an sich, wobei beide Parteien sowohl Spannung als auch Schwellung gegenüber der anderen Seite übernehmen. Von da ist es nur noch ein Schritt zur Einleibung, bei der die leibliche Kommunikation den eigenen Leib mit einer anderen Sache so verbindet, daß sich ein übergreifendes Ganzes mit der Struktur der leiblichen Dynamik, insbesondere mit vitalem Antrieb, mehr oder weniger flüchtig bildet und wieder löst; dazu ist keineswegs erforderlich, daß die andere Sache selbst leiblich oder lebendig ist, wenn sie nur durch Brückenqualitäten (Gestaltverläufe und synästhetische Charaktere) zur Einleibung einlädt. Jedes Gespräch ist Einleibung; das wurde mit den Mitteln der modernen Psychologie von Tischer geprüft (vgl. 1993: 281–319). Als Dialog von Spannung und Schwellung erweist sie sich besonders, wo in ihr die Grundform des Ringkampfes zu Tage tritt, wie beim unvermeidlichen Ringen um Dominanz in der Begegnung der Blicke (auch der liebevollen

oder demütigen, die erst recht ‚gefangen nehmen‘), beim Händedruck und der Umarmung, sowohl wenn diese stürmisch als auch, wenn sie – gemäß der besonderen Begabung taktiler Einleibung unter Partnern zu feinsten Dosierung von Spannung und Schwellung – ganz zart und dann eventuell nur noch mächtiger und eindringlicher ist. Obwohl Einleibung als Spreizung des innerleiblichen Dialogs im vitalen Antrieb verstanden werden kann, darf sie diesem gegenüber keinesfalls als nachträglich gelten. Wo Leiber sind, da ist auch schon Einleibung, wahrscheinlich schon im Verhältnis von Mutter und Embryo, sicherlich beim Säugling gleich nach der Geburt.

In der leiblichen Dynamik hat die Einleibung ihre Quelle im vitalen Antrieb als antagonistischer Konkurrenz von Spannung und Schwellung; die Ausleibung wurzelt dagegen in privativer Weitung. Um den Unterschied aufzuzeigen, lohnt es sich, auf das Beispiel des Autofahrers zurückzukommen und auch auf die Unfallgefahr, aber nun nicht als gemeisterte, sondern als ungeahnte drohende. Ich denke an die gefürchtete Autobahntrance, wenn Fahrer auf geraden, monotonen Straßen ohne Zwischenfälle, die ihre Aufmerksamkeit fordern, die Kontrolle aufgeben und einem Unfall ausgesetzt sind, weil ihr vitaler Antrieb absinkt; hätten sie, statt ruhig sitzend mit Motorkraft zu fahren, den Weg zu Fuß machen müssen, wäre die Reise nicht weniger monoton und langweilig, aber der Abfall des vitalen Antriebs wäre – außer bei Ermüdung durch zu große Anstrengung – ausgeblieben, weil der Aufwand des Schreitens ihn wach gehalten hätte. So aber löst sich die Spannung von der Enge des Leibes und läuft über den Kanal der leiblichen Richtung in die Tiefe des Raumes aus, wodurch der vitale Antrieb sich in privativer Weitung verliert. Auch solche Ausleibung ist noch leibliche Kommunikation, nämlich mit etwas, das fesselt und einen Sog ausübt, dabei aber gewissermaßen zerfließt und nicht mehr als Partner einer Auseinandersetzung gestellt werden kann. Solche Ausleibung kommt auch ohne Versinken in die Tiefe des Raumes vor, z. B. beim Starren in Glanz, das Entrückung und Unempfindlichkeit bewirken kann, und sogar ohne den Kanal leiblicher Richtung zu benützen, wie beim Zerfließen des vitalen Antriebs, wenn man entspannt, wohl auch entkleidet in der intensiv wärmenden Sonne liegt. Das besondere Talent solcher Ausleibung besteht darin, reine, von dinglicher Anbindung (wenn auch nicht von Bewegungssuggestionen und synästhetischen Charakteren) befreite Qualitäten eindringlich zu

präsentieren, wie die Wärme im erwähnten Beispiel und bei geschmäckerlicher Vertiefung das subtile Aroma von Obst und Obstderivaten, namentlich von feinen Weinsorten.

Literatur

- Bauer, Matthias & Ernst, Christoph (2010) *Diagrammatik. Einführung in ein kultur- und medienwissenschaftliches Forschungsfeld*. Bielefeld: Transcript.
- Baumgarten, Alexander G. (1983) *Meditationes philosophicae de nonnullis ad poema pertinentibus. Philosophische Betrachtungen über einige Bedingungen des Gedichts*. Hg. von Heinz Paetzold. Hamburg: Meiner.
- Diaconu, Madalina (2005) *Tasten, Riechen, Schmecken. Eine Ästhetik der anästhetisierten Sinne*. Würzburg: Königshausen & Neumann.
- Hauskeller, Michael (2005) Alexander Gottlieb Baumgarten (1714–1762). In: *Klassiker der Kunstphilosophie. Von Platon bis Lyotard*. Hg. von Stefan Majetschak. München: Beck. S. 119–120.
- König, Otto (1975) *Urmotiv Auge. Neuentdeckte Grundzüge menschlichen Verhaltens*. München & Zürich: Piper.
- Klages, Ludwig (1950) *Grundlegung der Wissenschaft vom Ausdruck*, 7. Auflage. Bonn: Bouvier.
- Lipps, Theodor (1913) Zur Einfühlung. In: *Psychologische Untersuchungen*, Band 2, hg. von Theodor Lipps. Leipzig: Wilhelm Engelmann. S. 11–491.
- Michaux, Henri (1961) *Turbulenz im Unendlichen*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Schmitz, Hermann (1978) In: *Frankfurter Allgemeine Zeitung* vom 10.06.1978. S. 28–29.
- Schmitz, Hermann (1990) *Der unerschöpfliche Gegenstand*. Bonn: Bouvier.
- Schmitz, Hermann (1996) *Husserl und Heidegger*. Bonn: Bouvier.
- Schmitz, Hermann (2005) Über das Machen von Atmosphären. In: *Zur Phänomenologie der ästhetischen Erfahrung*. Hg. von Anna Blume. München: Alber. S. 29–30.
- Schmitz, Hermann (2009a) *Der Leib, der Raum und die Gefühle*. Bielefeld & Basel: Aisthesis.
- Schmitz, Hermann (2009b) *Kurze Einführung in die Neue Phänomenologie*. Freiburg & München: Verlag Karl Alber.
- Schürmann, Eva (2000) *Erscheinen und Wahrnehmen. Eine vergleichende Studie zur Kunst von James Turrell und der Philosophie Merleau-Pontys*. München: Fink.
- Singer, Wolf (2004) Das Bild in uns – Vom Bild zur Wahrnehmung. In: *Iconic Turn. Die neue Macht der Bil-*

- der. Hg. von Christa Maar und Hubert Burda. Köln: DuMont. S. 56–76.
- Soentgen, Jens (1998) *Die verdeckte Wirklichkeit. Einführung in die Neue Phänomenologie von Hermann Schmitz*. Bonn: Bouvier.
- Tischer, Bernd (1993) Einleibung im Gespräch. Die Suche nach behavioralen Indikatoren für intersubjektive Prozesse. In: *Rehabilitierung des Subjektiven. Festschrift für Hermann Schmitz*. Hg. von Michael Großheim und Hans-Joachim Waschkies. Bonn: Bouvier. S. 281–319.